es bei dem weiteren Vormarsche zum Kampfe kommt. Um die nötigen Gefechtverbindungen zwischen den Stäben herzustellen, muß von vornherein eine bestimmte Anzahl Trupps möglichst weit vorn in der Marschkolonne verwendungsbereit gehalten werden. Meist erhält die Fernsprechabteilung den Befehl, zur Verbindung der Stäbe, nachdem deren Standpunkt bereits festgelegt ist, und nun heißt es, möglichst schnell zu bauen, da diese Verbindung und Verständigungsmöglichkeit von allen Beteiligten sehnsüchtig erwartet wird. Erhält aber die Fernsprechertruppe den Befehl zum Bauen, bevor der Standpunkt des Stabes festgelegt ist, wenn nur die allgemeine Richtung bestimmt ist, in der der Stab zu finden sein wird, so birgt das selbst bei geschicktester Aufklärung durch den Zugführer die große Gefahr eines Fehlbaues und damit bedeutender Verzögerung der Verbindung in sich. Oftmals hat sich ein Stab auf Grund neuerer Meldungen noch im letzten Augenblick entschlossen, nachdem der Leitungsbau schon so gut wie vollendet war, noch einen günstigeren Standpunkt aufzusuchen; nur durch schnelles Auffassen der Lage, vollkommene Uebersicht über seinen Befehlsbereich und schnelle Entschlußfähigkeit ist es dem Fernsprecher-Kommandeur möglich, in solchen Fällen noch rechtzeitig zweckentsprechende Verbindungen herstellen zu lassen.

All diese Arbeiten müssen die Fernsprechabteilungen immer im feindlichen Artillerie-, oft auch im feindlichen Infanteriefeuer ausführen. Daß sie auch mit der Feuerwaffe gut umzugehen wissen, hat unter anderem die Fernsprecher-Abteilung Nr. 6 in der Schlacht bei Tintigny - Rossignol am 22. August bewiesen, wo dem Zug des Leutnants P. der Auftrag gegeben wurde, die Divisionen, die in stetigem Kampfe waren, mit dem Generalkommando zu verbinden. Der Trupp des Fähnrichs G. baute gegen Tintigny, durch Harinfart und das brennende Ansart vorgehend, aus geringer Entfernung mit rasendem Artillerie- und Infanteriefeuer und Handgranaten überschüttet; der Zug S. arbeitete unter gleichen Verhältnissen in der Richtung auf Rossignol durch Orsinfaing. Der Leitungsbau mußte wiederholt im Kriechen im Chausseegraben erfolgen, da die Trupps mitten in die Geschoßgarben hineingekommen waren. Der Trupp E. kam im weiteren Laufe des Gefechts in die vorderste Kampfeslinie. Da der Divisionsstab seinen Standpunkt verlegt hatte, mußte der Trupp um das brennende Tintigny herum die Verbindung zum Divisionsstandort versuchen und sah hierbei plötzlich vor sich auf einer Waldblöße eine Schar Franzosen, 3 Offiziere und 54 Mann. Durch geschickte Gestellung seines kleinen Trupps (Fähnrich E. und 5 Telegraphisten) gelang es dem Leutnant P. dem Feind eine viel größere Macht vorzutäuschen, sodaß sich ihm nach kurzem Feuergefecht 3 Offiziere und 51 Mann gefangen gaben. Inzwischen hatte ein anderer Zug der Abteilung unter Führung des Leutnants der Ref. v. D. aus dem Dorfrand von Maxebeau von hinten Feuer bekommen, das mehrere Mann außer Gefecht setzte. Unter Führung des Abteilungskommandeurs, Hauptmann M., und des Leutnants v. D. stürmte die kleine Schar das betreffende Gehöft nahm, nachdem sie den erbitterten Widerstand des weit überlegenen Feindes (Kolonialinfanterie) mit Kugel und Bajonett bezwungen hatte, noch 19 Mann gefangen und brachte ein infolge einer Panne liegen gebliebenes Auto aus dem feindlichen Feuer in Sicherheit. Dieses Beispiel zeigt, was auch eine nicht in erster Linie zum Feuerkampf bestimmte Truppe, die fest in der Hand des Führers ist und gut geleitet wird, auch in der Feldschlacht leisten kann.

v. Falkenhayn über die Kriegslage

Urteil des bisherigen Kriegsministers über jüngste französische Offensive.

Großes Hauptquartier der deutschen Heere in Frankreich, 16. Jan., über London, 19. Januar. — „Mehr solcher Angriffsbewegungen wie die jüngste der Franzosen, können uns nur willkommen sein."

„Die Briten sind gute Soldaten. Aber eine Armee ohne die nötige Zahl ausgebildeter Offiziere und Unteroffiziere kann kaum eine Armee genannt werden."

„Auf einem Landungsversuch in Belgien sind wir vollauf vorbereitet. Je früher er kommt, umso besser."

Mit diesen und ähnlichen Bemerkungen befriedigte Kriegsminister General von Falkenhayn den Wissensdurst eines Korrespondenten der Associierten Presse, dem er als ersten seit dem Beginn des Krieges heute ein Interview gewährte. Der Minister sprach sich offen über die Kriegslage aus. Anscheinend erwartet er nicht, daß der Krieg binnen kurzem zum Abschluß kommen wird. Unter anderem hatte er vor seinem Schreibtisch in einem alten französischen Verwaltungsgebäude folgendes zu sagen:

„Wir führen keinen Angriffskrieg — keinen Krieg, der von einer „Militärkaste" oder einer Kriegspartei im Reich mutwillig vom Zaun gebrochen wurde, sondern einen Krieg der Selbstverteidigung. Als Soldat kann ich natürlich nicht von einem politischen Gesichtspunkt aus über die Ursachen des Krieges sprechen. Ich muß mich auf den militärischen Standpunkt beschränken.

„Der Krieg wurde uns durch die russische Mobilmachung aufgedrängt, der gegenüber wir nichts tun konnten, als selbst zu rüsten. Rußland hatte von unserer Regierung die nötigen Warnungen erhalten, fuhr aber trotz der eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen mit den Rüstungen fort.

„Wenn ein Mann mit dem Revolver in der Hand in Ihr Zimmer kommt, können Sie kaum darauf warten, bis er abdrückt, wenn Sie Ihr eigenes Leben so teuer als möglich verkaufen wollen.

„Unsere gegenwärtige Lage ist ausgezeichnet. Wir haben gewiß keinen Grund zur Klage. Auf beiden Fronten haben wir den Krieg in feindliches Gebiet getragen und sind nach fünfmonatigem Kriegsdauer noch immer dort. Der Vorteil ist bisher durchwegs auf unserer Seite.

„Es ist vollständig falsch, die Operationen in Flandern unsererseits als einen Versuch zu bezeichnen, Calais zu erreichen und den Gegner zu überflügeln. Die Kämpfe dort sind nur eine Folge des vergeblichen Versuchs der Briten und Franzosen, sich einen Weg nordwärts zu bahnen, uns von der Küste abzuschneiden, unseren rechten Flügel zu umgehen, Antwerpen zu entsetzen und uns zum Rückzug aus Belgien zu zwingen.

„Dieser Plan erwies sich als ein Fehlschlag, hingegen waren unsere Bemühungen, ihn zu verhindern, von Erfolg gekrönt. Dem Feind gelang es nicht, uns zu vertreiben.

„Die Dauer des Krieges kann uns ziemlich gleichgültig sein. Ich sehe nichts, das uns zwingen könnte, den Krieg vorzeitig und mit einem ungünstigen Abschluß für uns zu beenden. Nahrungsmittel und Kriegsmaterial? Wir sind zur Genüge damit versehen. Menschenmaterial? Wissen Sie, daß die Rekruten des Jahrganges 1915 zu den Fahnen gerufen werden sollen? Ich habe mich selbst gestern mit dieser Frage beschäftigt. Wir haben heute in Berlin mehr Truppen in Garnison als in Friedenszeiten. Sie brauchen nur noch ein wenig mehr Ausbildung. Nur vollständig ausgebildete Truppen werden bei uns zur Front geschickt."

„Und wie lange wünscht Deutschland diesen Krieg fortzusetzen", fragte der Korrespondent.

„Bis der Feind so geschlagen ist", sagte der Minister ernst, „daß jede Möglichkeit einer Wiederholung eines so heimtückischen Ueberfalls ausgeschlossen erscheint."

Bayrische Brauereien im Felde

Ein Feldpostbrief eines Kaufbrauer Brauereibesitzers berichtet von einer neuen Tätigkeit der deutschen Soldaten. Es heißt in diesem Briefe:

Seit dem 19. November bin ich nicht mehr in der Front, sondern Inspektor der hiesigen Korpsbrauereien. Es wurden hier vom Generalkommando zuerst zwei Brauerien in Betrieb genommen, einige Zeit später eine dritte Brauerei mit Malzerei in B. Unsere sämtlichen Arbeitskräfte sind bayerische Soldaten, lauter gelernte Brauer und Küfer. Ich habe hier drei Weißenstephaner als Braumeister, der Direktor des Ganzen ist Direktor W. aus Kempten. Dem bin ich unterstellt und halte ihm täglich Vortrag über die drei Betriebe. Heute habe ich als Aufseher meinen Bierfiedler von Kaufbeuern und andere Hilfskräfte erhalten, da ich für die neue Malzerei Leute brauche. Wir fieden ganz nach bayerischer Art. Die Gärung ist obergärig, weil die Einrichtung, wir haben keine Kühlung, eine andere Arbeitsweise nicht zuläßt. Wir brauen täglich Verlaufsbier, welches an die Divisionen des ersten Armeekorps kostenlos hinausgegeben wird. Sämtliche Rohmaterialien sind requiriert. Aus Treberersatz und anderem erhalten unsere Leute pro Stunde 10 Pfennig, Ueberstunden werden mit 20 Pfennig bezahlt. Du siehst also daraus, daß ich wieder ein geordnetes Leben ohne jede Strapazen und Entbehrung führe. Arbeit allerdings in Hülle und Fülle. Das sind so die Neuigkeiten aus der Compagnie.

In Berlin

Oesterreichs Thronfolger trifft auf Reise zum deutschen Hauptquartier in Berlin ein.

Berlin, 21. Januar. — Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, traf heute Morgen in Berlin ein und fuhr am Nachmittag nach dem deutschen Großen Hauptquartier weiter, wo er den Kaiser auf einen Tag besuchen will.

Kriegsgefangene

800,000 Verbündete sollen sich in Händen des Zweibundes befinden.

Amsterdam, 18. Jan. — Amtlichen Berichten zufolge ist die Zahl der Kriegsgefangenen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn soweit auf 800,000 angewachsen. Die „Kölnische Zeitung" gibt die Zahl der von den Alliierten gemachten Gefangenen auf 300,000 an.

In deutscher Kriegsgefangenschaft befinden sich an Franzosen 3459 Offiziere und 215,905 Mann; an Russen 3575 Offiziere und 306,294 Mann; an Belgiern 612 Offiziere und 36,852 Mann; an Briten 492 Offiziere und 18,824 Mann.

Diese Zahlen schließen nicht [illegible] nach den Lagern unterwegs befindliche Gefangene ein, noch einen Teil der in Russisch-Polen genommenen. Oesterreich besitzt gegen 200,000 Kriegsgefangene.

Die Gesamtzahl 800,000 ist doppelt so groß wie die des französisch-preußischen Krieges.

Deutsche Flieger bombardieren englische Städte und kehren unversehrt nach Deutschland zurück

London, 20. Januar. — Deutsche Luftschiffe führten in der gestrigen Nacht den langerwarteten Ueberfall auf England aus und versuchten mit Bomben das königliche Schloß in Sandringham, County Norfolk, zu zerstören. König Georg und Königin Mary waren erst gestern von Sandringham nach dem Buckingham Palast in London zurückgekehrt.

Es steht nicht ganz fest, ob Zeppelinkreuzer oder Aeroplane an dem Ueberfall teilnahmen. Zeppelinkreuzer wurden jedoch gestern Nachmittag über der Nordsee in westlicher Richtung segelnd gesichtet.

Pechschwarze Nacht gewählt.

Die Nacht war still, doch äußerst finster, da der Himmel bewölkt war. Die Bewohner der heimgesuchten Städte konnten von unten noch nicht einmal die Umrisse der Schiffe erkennen. Das Schwirren der Propeller und das Summen der Motore war jedoch deutlich vernehmbar.

Bomben wurden in Yarmouth, King's Lynn, Sandringham, Cromer, Sheringham und Beeston herabgeschleudert. Mit Ausnahme von Beeston stifteten sie Tod und Verderben an.

Der erste Besuch galt dem Badeort und dem Fischerdorf Yarmouth. Zwei Personen, ein Mann und eine Frau, wurden getötet, einige Personen verwundet und viel Sachschaden angerichtet. Der Besuch dauerte knapp zehn Minuten. Vier oder fünf Bomben hagelten auf Yarmouth nieder.

Als der Angriff begann, erloschen wie mit einem Schlage alle Lichter der Stadt, und andere Vorsichtsmaßregeln wurden ab. Der Bericht hat sich bisher nicht bestätigt.

Fünf Bomben schlagen in Yarmouth ein.

Yarmouth, 20. Jan. — Abends 8.30 Uhr erschienen feindliche Luftschiffe über dieser, etwa 50,000 Bewohner zählenden Stadt und warfen im ganzen fünf Bomben.

Eine Bombe fiel auf den Norfolk-Platz, der nahe dem Strande liegt, eine zweite auf den Süd-Quay. Eine dritte zertrümmerte zum Teil die Exerzierhalle an York Road, indem sie durch das Glasdach des Billiardzimmers schlug. Eine vierte ging unweit des Trinity-Bahnhofes nieder.

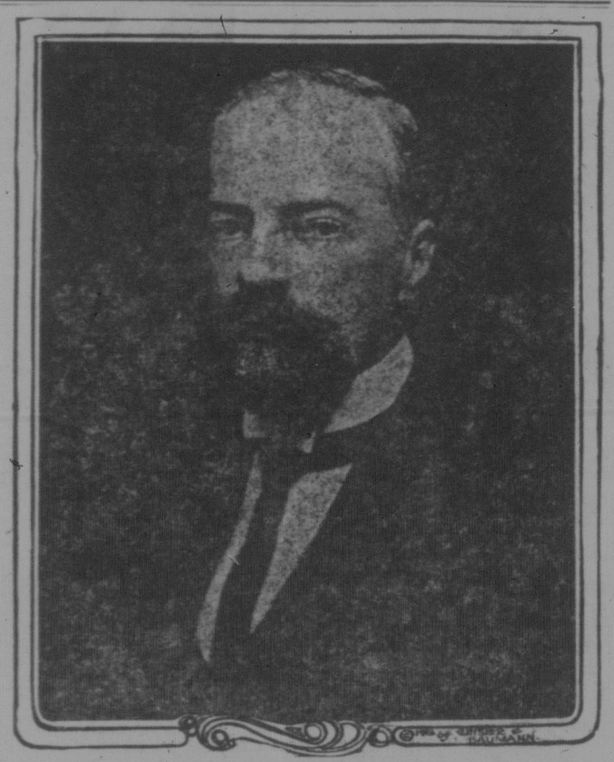
Das Entsetzen der Bewohner spottet jeder Beschreibung. Bei dem donnerähnlichen Krachen liefen fast alle Bewohner auf die Straße. Polizei und Militär beruhigte die Leute. Gleich nach der ersten Explosion wurde die elektrische Leitung ausgeschaltet und die Stadt in Dunkel gehüllt.

Kein Zeppelinkreuzer heruntergeschossen

London, 20. Jan. — Die Polizei von Hunstanton bei Sandringham dementiert den Bericht, daß ein Zeppelinkreuzer heruntergeschossen wurde. Das dort auftauchende Luftschiff schleuderte Bomben und verschwand in nördlicher Richtung.

In King's Lynn.

King's Lynn, über London, 20. Januar. — Die Polizei wurde von Yarmouth aus alarmiert und sofort die elektrische Leitung ausgeschaltet. Als um 11 Uhr die feindlichen Luftkreuzer auftauchten, war die Stadt ganz dunkel.



Großfürst Alexander Michaelowitch von Rußland, der Schwager des Zaren, der auf dem Kriegsschauplatz in Persien gefallen sein soll.

getroffen. Nur wenige Anzeichen einer Panik traten auf.

Nach dem Besuche Yarmouth's segelten die Luftschiffe über Cromer dahin, wo sie Bomben fallen ließen, und weiter nach Sheringham und Beeston.

Von da ging es landeinwärts nach Sandringham. Hier schlugen gleichfalls Bomben ein, ebenso wie in King's Lynn, wo ein Knabe getötet und ein Mann, eine Frau und ein Kind verletzt wurden. Zwei Häuser wurden zerstört.

Ueber die Wirkung der Bomben in Sandringham ist nichts bekannt. In Sheringham schlug eine Bombe durch ein Haus, explodierte aber nicht.

Große Aufregung.

Erst gestern erließ Scotland Yard Instruktionen für das Verhalten der Polizei und anderer Beamten im Falle eines Ueberfalles von oben her.

Die Polizeien hielten sich für einen nächtlichen Ueberfall auf London bereit, ebenso die Mannschaften der Feuerwehr.

Die Nachricht von dem Angriff auf County Norfolk rief allgemeine Aufregung in London hervor. Riesige Scheinwerfer ließen ihre Lichter über den ganzen Himmel gleiten, doch ließen sich keine feindlichen Luftschiffe entdecken.

Der erste Bericht, der in London eintraf, meldete, daß ein sechs Zeppelinkreuzer zählendes Geschwader über die Nordsee flog und sich beim Erreichen der englischen Küste trennte. Die eine Hälfte ging nach Süden, die andere nach Norden

Sieben Bomben fielen hier, eine zertrümmerte ein Haus und eine riß ein Loch in der Straße von zehn Fuß im Durchmesser und vier Fuß tief.

Viele Straßen der Stadt sind heute Morgen buchstäblich mit Glassplittern und Bomben-Sprengstücken besät.

Allgemein fällt die Geschicklichkeit auf, mit welcher die deutschen Luftschiffer in der Dunkelheit operierten, ihre Route einhielten und Bomben nahe dem Königlichen Schlosse, dem Bungalow der Königin-Mutter Alexandra in Smettisham, sowie auf die Docks, Wasserwerke, den hiesigen Bahnhof und das Munitions-Depot in Grimston schleuderten.

Die Luftschiffe kreisten zweimal über King's Lynn und bombardierten den Bahnhof und die Werften. Drei Bomben zerstörten Waggonschuppen, worin die eigenen Waggons des Königs standen.

Das Schloß in Sandringham blieb unversehrt. Das Königspaar hatte es gerade 12 Stunden vorher verlassen.

Berlin meldet den Ueberfall.

Berlin, 20. Januar. — Die folgende offizielle Bekanntmachung wurde heute Nacht hier erlassen:

„Vom 19. zum 20. Januar bombardierten deutsche Luftschiffe den befestigten Platz Yarmouth und andere Plätze an der englischen Ostküste. Der Angriff war erfolgreich. Beträchtlicher Schaden wurde angerichtet.

„Die Luftschiffe wurden beschossen, kehrten jedoch unbeschädigt nach ihrem Heimatshafen zurück."

Die Räuber

Ein modernes Märchen.

Es waren einmal zwei Räuber. Sie waren so schrecklich, daß man sie nicht einmal beschreiben kann, weil sonst jede Leserin in Ohnmacht fallen würde.

Eines Tages nun geschah es, daß die beiden Räuber ihre böhmischen Wälder verließen und in die Hauptstadt zogen, um dort mit mehr Vorteil weiter zu rauben.

Es war eine finstere Nacht und sie lauerten in einer abgelegenen stillen Straße. Da kam ein junger Mann. Diesen umzingelten sie und riefen ihm mit furchtbarer Stimme zu: „Geld oder Leben!"

Er geriet deshalb aber in keine große Angst, sondern lächelte nur ein wenig. „Meine Herr'n", sagte er freundlich, „Ihren ist menschlich — und Sie haben sich in mir sehr stark geirrt: Geld habe ich nicht; denn ich bin Student. Hier mein Beutel — Inhalt ein Zahnstocher und drei Hosenknöpfe! Da meine Brieftasche — Inhalt eine Zweipfennigpostkarte und ein Versatzschein, dieser verfallen . . . Sie haben Geld oder Leben verlangt — ich offeriere Ihnen das letztere: Nehmen Sie mich als Schüler an — beim Studium ist ohnedies nichts mehr los — ich bin Ihnen sehr dankbar, wenn . . ."

Ohne weiter auf ihn zu hören, rannten die Räuber spornstreichs davon. — „Das fehlte uns gerade noch!" brummte der eine. „Weil die Konkurrenz nicht ohnehin schon arg genug ist!" — „Hol' ihn der Teufel!" knurrte der andere.

. . . Als sie sich wieder etwas beruhigt hatten, gingen sie, um mehr Erfolg zu erzielen, in eine Straße, die auf einer Seite von dichten finsteren Bäumen eingefaßt war, während auf der anderen ein glänzendes, hochfeines Hotel lag. Da versteckten sie sich hinter den Bäumen und lauerten. Bald trat aus dem hell erleuchteten Portal ein sehr eleganter vornehmer Herr, vor dem sich alle Bediensteten mit größter Behemenz verneigten. Ahnungslos wandte er sich nach der Allee und ging gemächlich unter den Bäumen spazieren. Plötzlich überfielen die beiden Räuber den reichen Mann und schnaubten fürchterlich: „Geld oder Leben!" Er betrachtete sie einen Moment. Dann fing er über die Maßen vergnügt zu lachen an und konnte seine Heiterkeit gar nicht mehr bändigen. Die Räuber standen verblüfft und zornig. — „Schnell!" knächzten sie. „Schnell her mit allem, was Sie haben — oder . . .!!" — „. . . Ach, meine lieben Freunde," brachte er endlich mühsam vor Lachen heraus, „ich habe wohl zweierlei; aber beides kann ich Ihnen — entschuldigen Sie gütigst — nicht geben . ." — —

„Warum nicht?" zischten sie. „Her damit! — Was haben Sie?" Er sah sich vorsichtig um und flüsterte dann: „Kredit und fünfzigtausend Mark . . . Schulden!" — — — Den beiden gab es einen Riß. Sie wichen bestürzt zurück. Der feingekleidete „reiche" Herr aber entfernte sich noch immer lachend.

Die Räuber blieben allein — voll Wut und Verzweiflung. „Eine Schande!" brummte der eine. „Die Welt wird immer schlechter! . . Dem hätt' ich mindestens für einen Millionär gehalten — statt dessen ist er ein Hochstapler!" — „Hol' ihn auch der Teufel!" knurrte der andere.

Sie beschlossen, weil in der Stadt alles voll Schwindel sei, auf das Land hinauszugehen und dort ihr Glück zu versuchen.

Noch waren sie nicht weit gekommen — als ein Automobil heranbrauste. „Holla!" riefen sie vergnügt, „das Modefahrzeug der Milliardäre! — Das fleht nun endlich einmal!" — — — Sie sprangen auf das Auto und brüllten wieder fürchterlich: „Geld oder Leben!" — In dem Kraftwagen saßen ein Baron und eine Baronin. Aber die Dame fiel nicht in Ohnmacht. „Ach, Fred" — rief sie entzückt und klatschte in die Hände — „wie reizend: Wir sind überfallen — von wirklichen Räubern — das ist prächtig!" — „In der Tat famos!" schmunzelte der Baron und überlegte bereits, wie er damit im Klub renommieren wollte.

„Geld oder Leben!" brüllten die Räuber fürchterlich zum zweiten Male. „Mit Vergnügen!" lächelte die Dame. „Alles, was wir haben, sollen Sie bekommen! . . . Doch, nicht wahr, mon cher, dann führen Sie uns in Ihre Höhle?!" — „Nichts da — Höhle!" schrien die Räuber. Geld oder . . ." — — — „Aber hören Sie 'mal", sagte der Baron mit starker Entrüstung, „Räuber wollen Sie sein, Personen aus der Gesellschaft ausrauben — — und nicht 'mal 'ne fashionable Höhle . . . na, ich danke!" — „Ach" — seufzte die Baronin — „man wäre berühmt geworden und in die Journale gekommen . . ."

„Geld oder . . ", brüllten die Räuber. „Na ja, also!" antworteten die Ueberfallenen und öffneten ihnen die Behältnisse. Dabei sah die Dame ihren photographischen Apparat. „Wunderbar Fred!" — jauchzte sie. „Wir wollen sie wenigstens abknipsen!" Das hören und entsetzt davonstürmen — war bei den Räubern eins.

„Aber bitte, nur noch einen Augenblick . ." — rief die Baronin. „Seien Sie doch man nicht so . . .", schalt ihr Gatte. Sie rannten indessen atemlos fort und hielten erst an, als sie sich in Sicherheit wußten. — — „Wir haben wenigstens etwas für den Schrecken!" schmunzelten sie und prüften die Beute. Aber in der schweren Handtasche, die sie schwitzend mitgeschleppt hatten, waren nur einige Ziegelsteine — dem eleganten Reisetäschchen der Baronin zwei Ansichtskarten, ein Taschentuch sowie ein Odeurflacon, und im Portefeuille des Barons eine Reihe unbezahlter Rechnungen, darunter jene für das Auto über 17,500 M. . . .

Die Räuber heulten vor Grimm und Enttäuschung. „Erbärmliches Ueberfahrzeug!" brummte der eine. „Und so was will noch eine Höhle haben . . . wie man da auf die Spesen kommen sollte!" — „Auch der Teufel holen!" knurrte der andere.

Wortlos und verbissen trabten sie nebeneinander her.

Endlich kamen sie an eine große, feine, im neuesten Stil erbaute Villa und verabredeten, dort einzubrechen. Sie kletterten über den Zaun, schlichen leise an das Haus heran und spähten. Dann drückte der eine ein Parterrefenster ein und stieg hinein; der andere blieb außen auf der Lauer. — Der innen tappte an der Wand hin und drehte dabei — halb unwillkürlich — das elektrische Licht auf. Blendende Helle ergoß sich durch den großen langen Saal, in dem der Hausherr, ein begeisterter Liebhaber der modernsten Ueber-Malkunst, die hyperextremsten seiner Gemälde aufgehängt hatte. Tausend gespenstige Arme grapschten nach dem Räuber . . . . tausend glotzende Augen, grün, gelb, rot, starrten ihn an . . tausend Schlünde und Abgründe gähnten nach ihm . . .

Eine Minute stand er schreckensstarr — dann sprang er mit einem gellenden Wahnsinnsschrei aus dem Haus, über den Zaun, und stürmte davon — gefolgt von seinem entsetzten Kameraden, der ihn vergebens durch Zurufe aufzuhalten suchte.

Lange ging die brausende Jagd so dahin . . . Plötzlich schien ein breiter Fluß den Lauf des wie von Furien Gepeitschten zu hemmen. . . . Aber schon sprang er hinein — noch ein fürchterlicher Blick nach rückwärts — dann ging er unter.

. . . . . Der andere Räuber nahm sich das gräßliche Los seines Freundes tief zu Herzen. Mehrere Tage lang stand er seufzend am Ufer des Stromes und konnte seiner Trauer nicht Herr werden.

Endlich ermannte er sich. „Hol' mich der Teufel!" knurrte er — und wurde aus Verzweiflung ein ehrlicher Mensch.

The Standard Bank of Canada

— Gegründet 1873 —

Autorisiertes Kapital $5,000,000.00
Eingezahltes Kapital und Ueberschuß $6,672,697.00

Hauptsitze: Toronto, Ont., Can.

— 118 Zweigstellen in Canada —

Diese Bank ist von der Dominion Regierung von Canada autorisiert, Depositen entgegenzunehmen.
Eine Sparkassen-Abteilung in Verbindung mit jedem Zweig.
Zweige in Saskatchewan:—Lajord, Kronau, Kicston, Goodwater, Muntstone, Waleca, Prustia, Stuart, Regina.
Zweige in Alberta:—Calgary, Edmonton, Lamont, Mundare, Lethbridge, Drumheller.
Zweige in British Columbia:—Vancouver.
Zweige in Manitoba:—Winnipeg.

Allgemeine Bankgeschäfte werden ausgeführt

TAPE-WORM Expelled alive in 2 to 3 minutes with head, or no fee. No fasting. 65 page book free to stamps. DR. M. BAYS, 314 TH, Specialist 314 N. 7TH ST., St. Louis, Mo.

Sitten und Gebräuche bei unseren Familienereignissen

Für Mittwoch Abend hatte Pastor Fritz, der Seelsorger der evang.-luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Regina, die männlichen Mitglieder seiner Gemeinde in das Erdgeschoß der lutherischen Kirche eingeladen, um dort mit ihnen einige Worte über die Feier unserer Familienereignisse und die dabei zu Tage getretenen Mißstände sprechen zu können.

Einleitend bemerkte der Redner, daß wir bei der Feier irgendeines Ereignisses uns stets dessen bewußt sein sollten, daß wir hier in einem fremden Lande leben, und daß viele Sitten und Gebräuche, die durch viele Generationen in der alten Heimat sich fortgeerbt haben und dort als selbstverständlich angesehen werden, hier nicht am Platze seien. Auf die einzelnen Familienereignisse übergehend und bei der Taufe beginnend, führte der Redner aus, daß bei diesem Ereignis wohl keine besonderen Sitten und Gebräuche aus der alten Heimat mit herüber gebracht worden seien, und er sich deshalb wohl darauf beschränken könne, die Eltern zu ermahnen, darauf zu achten, daß die Festlichkeit nicht in eine wüste Trinkerei ausarte. Einen Punkt möchte er aber noch besonders hervorheben, nämlich die Auswahl der Paten.

Das Amt eines Paten sei nicht nur ein Ehrenamt, sondern bringe auch gewisse Pflichten mit sich. Der Pate habe zum Beispiel darauf zu achten, daß das Kind auch wirklich im christlichen Glauben aufwachse. Diese Pflicht liege ihm nicht nur ob im Falle des Todes der Eltern seines Patenkindes, sondern auch im Falle die Eltern solchen Sachen gleichgültig gegenüber stehen. Der Pate verpflichte sich doch bei der Taufe, dafür zu sorgen, daß das Kind im christlichen Glauben aufgezogen werde, denn bei der Handlung frage der Pastor den Paten: „Willst Du das Kind in den Lehren der Kirche und nach unserem Glauben erziehen lassen." Und die Bejahung dieser Frage ist nicht nur eine leere Formsache, sondern eine Verpflichtung, die der Pate vor seinem Gotte auf sich nehme. Damit stehe auch noch etwas anderes im Zusammenhange, nämlich die Auswahl der Paten.

Oft komme es vor, daß bei einem einer Mischehe entsprossenen Kinde ein Pate sich zu einer anderen Glaubensgemeinschaft bekenne wie die, in welcher der Täufling aufgebracht werden solle. Könne nun ein Pate mit gutem Gewissen die Verpflichtung auf sich nehmen, dafür zu sorgen, daß das Kind in dem Glauben der Kirche aufgezogen werde, in welcher es getauft worden sei? Wohl schwerlich. Deshalb solle man darauf achten, daß die beiden Paten derselben Glaubensgemeinschaft angehören wie die Kirche, in welcher das Kind getauft wird.

Auf die Konfirmation übergehend, erklärte der Redner, daß diese kein von Gott eingesetztes Sakrament sei, sondern eine von der Kirche für nötig befundene Handlung. Die Konfirmation stelle den Abschluß des ersten Teils der Erziehung eines Kindes dar. Nachdem das Kind in den Grundsätzen des Glaubens unterrichtet worden ist, stehe es am Tage seiner Konfirmation vor der Gemeinde, um öffentlich seinen Glauben zu bekennen und durch dies Bekenntniß als volles Mitglied der Gemeinde aufgenommen zu werden. Da sich an diese Handlung gewöhnlich keine Festlichkeiten anschließen, könne er zum nächsten Ereigniß im Leben des Christen, der Hochzeit, übergehen.

Bei diesem ernsten Schritt, der doch entscheidend für das ganze Leben sei, vermisse man leider in den meisten Fällen den nötigen Ernst, und viele seien sich der Wichtigkeit des neuen Lebensabschnittes, den sie mit diesem Schritte beginnen, garnicht richtig bewußt. Gewiß sei die Hochzeit ein Freudenfest und solle auch als solches auf fröhliche Weise gefeiert werden, jedoch solle man sich stets fragen, ob denn die Feier auch eine solche sei, daß Jesus auch als Gast an ihr teilnehmen könnte, und diese Frage müsse leider in den allermeisten Fällen verneint werden. Nicht nur diese Frage müsse in Betracht gezogen werden, sondern auch die, ob denn einzelne Gebräuche, die vom alten Lande mit herübergebracht worden seien, auch hier am Platze wären.

Pastor Fritz wies auf eine Sitte hin, welche hier als Unsitte bezeichnet werden könne, nämlich die Begleitung des Hochzeitszuges durch Musik von und nach der Kirche. Ein derartiger Brauch möge ja in der alten Heimat auf dem Dorfe angebracht sein, wo jeder seinen Nachbarn kenne, hier aber könne die englischsprechende Bevölkerung sich nicht daran gewöhnen, sondern blicke mit Verachtung darauf herab und mache sich über den „Barbaren" lustig. Viel Tadelnswertes sei auch an der Art und Weise wie die Hochzeit im Hause gefeiert werde. Die Trauung finde oft am Vormittag statt, und von der Rückkehr aus der Kirche an würde dann zum größten Teil nicht weiter getan wie getrunken, bis es dann soweit sei, daß man sich zu streiten anfange, und die Parteien dann am nächsten Tage vor dem Richter erscheinen müßten. Die Kirche habe gegen den mäßigen Genuß von geistigen Getränken durchaus nichts einzuwenden, sie wünsche auch, daß man bei einer Hochzeit fröhlich sei, habe doch Jesus selbst an der Hochzeit zu Kanaa teilgenommen und auch von dem Wein getrunken.

Ferner sollte bei Hochzeiten nicht getanzt werden. Wenn die Gemüter von vielem Trinken erhitzt seien und der junge Mann umfasse dann das Mädchen beim Tanze, würden in den Gemütern der Tanzenden dann Gedanken wach, welche oft den Grund zum ersten Fehltritt legten. Ueberhaupt sei er durchaus nicht für das Tanzen eingenommen, besonders auf öffentlichen Tänzen. Die Bewegungen, die man bei solchen Gelegenheiten sehe, seien direkt unzüchtig zu nennen, und der Tanzboden habe schon das Leben so manchen jungen Mädchens vergiftet. Eine weitere Unsitte bei Hochzeiten, die sich wohl erst hier eingebürgert habe und die wahrscheinlich von unseren slavischen Mitbürgern übernommen worden sei, sei der Brauttanz. Wenn es schon nicht schön sei, daß die junge Braut von jedem Gaste in den Arm genommen werde, so werde dies doch dadurch noch verschlimmert, daß man dafür bezahle. So etwas lasse sich mit christlichen Grundsätzen durchaus nicht vereinbaren.

Viele Unsitten herrschten auch bei Todesfällen. Die sogenannte Nachtwache wie sie hier ausgeübt werde, sei durchaus verdammenswert. Im Grunde genommen sei die Nachtwache überflüssig. Bei einem Toten brauche niemand zu wachen. Wenn er als Christ gestorben sei, dann wache Gott über ihn. Auch die Angehörigen brauchten sich nicht zu fürchten, zu Bett zu gehen. Wenn man nun aber die Wache schon halten wolle, so solle dies in würdiger und angemessener Weise geschehen. Man unterhalte sich ruhig und ernst, singe ein paar geistliche Lieder oder lese einen Abschnitt aus der Bibel vor.

Verwerflich sei es jedoch, wenn man um den Tisch herum sitze, der Schnapsflasche tüchtig zusprache und vielleicht auch gar Karten spiele.

Ebenso sei es mit den Leichenbegängnissen. Wenn man von der Beerdigung eines lieben Angehörigen heimkomme, habe man doch größtenteils das Bedürfniß, allein zu sein und mit seinem Gott Zwiesprache zu halten. Staat dessen sei man gezwungen, einen großen Tisch zu decken und eine gute Mahlzeit aufzutischen, bei der natürlich auch das Trinken nicht vergessen werden dürfe. So sitze man denn dort die ganze Nacht, und am Ende komme es vielleicht auch noch zu einer Rauferei. Jemand der nicht wisse, daß man eben von einer Beerdigung gekommen sei, und der das Trauerhaus betrete, während der Leichenschmaus im Gange sei, müsse doch sicher denken, er sei in ein Hochzeitshaus gekommen. Solche Gebräuche seien eines Christen unwürdig, und je eher wir dieselben ablegten, desto besser werde es sein und desto mehr werde man in der Achtung der Mitbürger steigen.

Zum Schlusse sagte der Pastor Fritz noch, daß er durchaus nicht solche Sachen verbieten wolle, denn das wisse er genau, mit Verboten werde nichts ausgerichtet. Doch wollte er seinen Zuhörern einmal vor Augen führen, wieviel doch in gewisser Beziehung gesündigt werde, damit sie diese Mißstände so bald als möglich abschaffen.

Der bessere Duft. — Soldat: „Das muß ich sagen, die Liebesbriefe von meinem Leutnant seiner Braut riechen ganz fein, nach Rosenduft, aber die von meiner Kathi, die wo Köchin beim Regierungsrat is, san mir lieber — die riechen nach Gansbraten!"

Der Deutsch-Canadische Hausfreund, Courier-Kalender für 1915.

Preis 25c. Einzelbestellungen sind 5c für Porto beizufügen. Bestellt sofort.